

Kaiser Karl.

Von Hermann Bahr.

Hermann Bahr hat ein Oesterreicher-Buch „Schwarz-Gelb“ herausgegeben, das vor kurzem bei S. Fischer Verlag, Berlin, in der „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte“ erschienen ist. Wir entnehmen daraus das Kapitel „Kaiser Karl“, das den tieferen Zusammenhängen des Oesterreichertums mit seinem Kaiser gewidmet ist.

So wenig der Oesterreicher in Deutschland durch Verständnis für Oesterreich verwöhnt wird, zuweilen geschieht doch, daß er, auch noch so sehr abgehärtet, noch so fest entschlossen, sich über gar nichts mehr zu wundern, dennoch wieder von neuem erstaunen muß. So jetzt wieder angesichts der Befriedigung, mit der man im Deutschen Reiche, sichtlich angenehm überrascht, gar nicht genug rühmen konnte, wie „glatt“ sich doch der Thronwechsel vollzogen! Wir Oesterreicher, immer schon ein bißchen ängstlich, wenn man uns im Reiche lobt, mußten erst gar nicht gleich, was man damit denn eigentlich meinte. Uns war nichts aufgefallen; alles begab sich, wie wir es vorausgesehen; es konnte sich gar nicht anders begeben. Denn so sehr wir geneigt sind, schwarz zu sehen, so leicht wir kleinmütig werden, so wenig wir uns sicher fühlen, eins bleibt uns doch gewiß, und eins sieht fast, daß wir in einer Monarchie leben, und in einer wirklichen. Das Gefühl, das wir für den alten Kaiser hatten, galt nicht bloß, wie man offenbar im Reiche meinte, seiner ehrwürdigen, auch noch durch Seiden geheiligten und durch das Alter verklärten Person, es galt nicht bloß dem Menschen Franz Joseph, es galt vor allem einfach dem Kaiser: es galt dem Kaiser. Der Kaiser von Oesterreich, wer und was er auch sei, ist uns liebenswert, weil wir ja sonst nichts haben, was alle, welchen Volkes, welchen Standes, welchen Sinnes immer, lieben können. In ihm treffen wir uns. Er ist das Einzige, worin sich alle vereinigen. (Dem Denker geht es um die Idee, der einfache Mann braucht etwas Sichtbares, Greifbares, eine Gestalt, und Gott sei Dank, daß der Oesterreicher noch ein einfacher Mann ist, wie Franz Josephiner.) Auf die Person kommt es im Grunde dabei gar nicht an; nicht das Individuum wird geliebt, sondern der Kaiser, in welcher Person immer. Weil er der Kaiser ist, wird er geliebt. Daß wir einen Kaiser haben, lieben wir. Und wir lieben ihn desto mehr, je mehr die Person im Kaiser verschwindet, je mehr sie ganz zur Erscheinung des Kaisers wird, wie das Volk diese braucht. Der bloße Bestand wird das „müßlich“ finden. Oesterreich ist müßlich. Ganz auf Anschauung und Gefühl beruhend, bleibt es für den zerlegenden Verstand inkommenfurabel. Oesterreich ist katholisch. Der Oesterreicher steht zum Monarchen ganz in demselben Verhältnis wie zum Priester, der sich, bei uns Katholiken, auch Achtung und Ehrfurcht nicht erst durch seine persönlichen Eigenschaften verdienen muß, weil in ihm ja nicht die Person, sondern die Weihe verehrt wird, der sich nicht erst anstrengen muß, aufzufallen, etwas Besonderes zu tun, etwas Besonderes zu scheinen, dem sein Amt genügt. Auch unser Kaiser muß sich nicht erst anstrengen. Indem er der Kaiser ist, hat er schon alles, was er braucht. Das Manifest des jungen Kaisers spricht das wunderschön aus: „Als kostbares Erbe meines Vorfahren übernehme ich die Anhänglichkeit und das Vertrauen usw.“ Das ist das Geheimnis unserer Kraft: er „übernimmt“. Es ist ein Schatz da, seit Rudolf von Habsburg her, der wird von Geschlecht zu Geschlecht übernommen; der Erbe hat nichts erst anzufangen, er „übernimmt“ und bewahrt, was von ihm einst sein Erbe wieder „übernehmen“ wird. Weshalb der Oesterreicher auch vom Kaiser nicht irre werden kann. Auch wenn er den Erben in Person nicht liebt, er müßte noch immer an ihm das Erbe lieben, und diese Liebe ist über alles stark, es ist die Liebe zum Willen Gottes. Daher auch des Oesterreichers Freiheit im persönlichen Urteil über den Regenten, die auch „draußen“ oft mißverstanden wird. Sie hängt mit unserer Neigung zur Selbstkritik zusammen und zeigt nur, wie sehr wir uns mit ihm identifizieren. Wir haben es auch nicht erst nötig, den Kaiser zur Heldengestalt oder Romanfigur zu machen: er sieht als Kaiser so hoch, daß sein persönliches Verdienst, und wäre es noch so groß, an dieser Würde gemessen, gering erscheint; und wir sind auf ihn so stolz und unseres Gefühls für ihn so gewiß, daß wir lieber davon Schweigen; es ist uns viel zu lieb, um Lärm damit zu machen, es wäre uns leid darum.

Der alte Kaiser war hoch in Jahren. Das jetzt wirkende Geschlecht hat ihn nur noch aus der Ferne gekannt; er war schon halb mythisch geworden. Der junge Kaiser ist leidhaft im Schützengraben gewesen; das Heer kennt ihn von Angesicht; er wandelt mitten unter uns, in Bayerbad. Und er hat eine wunderschöne junge Kaiserin, und den kleinen Kronprinzen mit den blonden Locken umspinnend schon Legende. Wir sind ein heiteres Augenvolk, das nach Gestalt, nach Erscheinung verlangt. Und der Kaiser ist jung; da fühlen wir uns nun alle selber wieder jung; Frühling pocht in allen Herzen. Wie's im Alpenort heißt:

Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und sesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Besetzt die lang gebundenen Wünsche.
Im Laumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, töricht oder klug,
Des schwer entbehrten Niems.

Und der junge Kaiser steht ja nicht allein. Er hat einen mächtigen Helfer bei sich. Denn seit dem ersten Tage fühlen wir: In ihm ist uns Franz Ferdinand auferstanden! Der teure Name ist seitdem auf allen Lippen, sein Werk geschieht jetzt und wir sind in dessen für ihn gereift. Jetzt verstehen wir ihn erst, seit seinem Tode lebt er erst! Nun dürfen wir es ja eingesehen: wir sind seiner unwert gewesen, sind seiner die längste Zeit unwert geblieben. Er war sein Leben lang unbeliebt, er war uns fast unheimlich. Er war der Ernst, die Sachlichkeit, das Gewissen; das alles fand man damals doch eher österreichisch. Er lag auf dem Lande wie eine Drohung. Wir lassen uns so gerne Zeit, er war die Ungeduld selbst. Morgen ist auch noch ein Tag, pflegen wir zu sagen; er, vielleicht im Vorgefühl seines Schicksals, wollte davon nichts wissen. Wir waren gewohnt selbst das Schwerste mit einer angenehmen Leichtigkeit zu behandeln; er nahm auch das Geringsste noch schwer. In unserm heiteren Land blieb dieser tragische Mann unbekannt. Wir wußten nicht, daß er mehr als alle wußte, daß er voraus wußte. Wir lebten im Augenblick, er der Zukunft. Daß wir noch eine haben, noch einer Zukunft fähig sind, verdanken wir ihm, nur ihm, jetzt wissen wir's. Dieser tief einsame, schon gewordene Mann, dieser Fremde, dieser so gar nicht „gemüthliche“ Sonderling, der wie ein Gewitter an unserm Horizont stand, hat, er ganz allein, die Pflicht seiner ganzen Generation erfüllt. Erst in der Mobilisierung erfahren wir, was durch ihn geschehen war: Oesterreich war gerüstet! Wir verdanken es diesem einsigen Mann. Die österreichische Mobilisierung war der Triumph des toten Franz Ferdinand. Der hat in fruchtbarsten Jahren uns durch seinen unbeugsamen Willen unsere Wehrkraft abgetroßt, aufgebrängt. Dem danken wir's, daß der Krieg uns bereit fand. Und ihm danken wir's auch, daß die große Stunde den jungen Kaiser Karl gerüstet und bereit fand: bereit, das Testament Franz Ferdinands zu vollstrecken, ein neues starkes Oesterreich. Ihm danken wir die gelassene Sicherheit, mit der unser junger Kaiser jetzt die rechten Männer an die rechten Stellen zum Werk bringt.

Theater und Musik Ein Volk in Not.

Theater am Bülowplatz.

Carl Schönherr's dreiaktiges Festspiel auf das Tirolertum von 1809, das nach Aufführungen in Hamburg und Wien bald gelästert, bald gepriesen wurde, ist gestern ziemlich abgefallen. In aller Freundschaft und nicht ohne daß viel geschluchzt worden wäre. Aber aus einer kühlen Reserve war das feierlich volle Haus, das sich zu Gunsten der Brandenburgischen Kriegsschadigtenhilfe versammelt hatte, nicht heraus zu locken. Bei alledem müßte Schönherr's Werk nicht so übel gefallen. Es ist eine drabe Arbeit, hat zwischen gestelltem und herangerastem Theater auch Elemente des Poetischen, arbeitet Stimmungen aus, denen man nicht entgeht und ist im Ganzen ehrlicheres Geblüt als der viel erfolgreichere „Weißteufel“. Aber es hat auch Untugenden, Billigkeiten und manch schlimmen Pathosersatz, während den feineren Regungen Schönherr's knapper, epigrammatisch Redefstil nicht genug Schallweite bietet. Aber Gewolltheiten, mögen sie noch larger Natur gewesen sein, machten sich viel auffälliger bemerkbar. Man denkt nicht ohne Schaudern z. B. an den jungen Rotabert'sohnen Franz, der beim Schleifen eines Messers kurz und unbarmherzig (armer Herr Hartmann!) „Schleif Stein, Schleif Blut“ deklamirte.

Der Tiroler Befreiungskrieg schien bereits durch Immermann's glücklosen Versuch den Lodungen der Bühne entzogen. Das glühende Kapitel heroischer Selbsthilfe hatte für die Augen des Dramatikers zu viel Eigenglanz und zu wenig Geheimnisse. Schon die schlichteste Erzählung der Ereignisse hat Blüth und Donner des Dramatischen. Das mag für Problematiker großen Stiles eine Hemmung sein. Nicht für Carl Schönherr, den Tiroler, der ja nicht auf Wolkenhöhen horstet. Die Stimme des Großvaters klang in seinem Ohre nach und mit den Erinnerungen seines Blutes, durch Kennerschaft von Sprache und Sitten fühlte er sich den Kämpfen von 1809 nahe. Dieser persönliche Zusammenhang machte ihn Mut, sich innerhalb des historischen Rahmens frei zu bewegen, längst Verewigtes nach Maß und Zeit seines Ausdrucksvermögens umzuformen. Sein Werk ist nun gerade nicht so himmelsnah und abgrundtief geworden, daß man es leichten Herzens, wie der Dichter selber „ein deutsches Heldenlied“ nennen dürfte. Davon kann schwerlich die Rede sein. Aber man spricht nicht Verächtliches aus, wenn man es

für ein rechtshaffenes Volkslied hält, eine mit mancherlei Griffen, das merklich oft Wirkungsrauber läßt, obschon man absichtsvoll darauf vorbereitet wurde, aber mitten unter Lonarten, die vom Gebirge kamen, an den Schreibtisch erinnert, ohne jedoch diese Zitate allzu heftig aufzutragen.

Es legt bieder los und entwidelt den Sturm aus gepanunter, von Flächen geladener Stille. Dann wird im Mittelakt sorgsam, vielfältig, leider mit sehr viel Biff-Paff-Rummel, das Gemälde der Heselberg-Schlacht entwickelt. (Scheint in Einzelheiten heutigen Feldpostbriefen nachgeschrieben, war aber bereits zur Jahrhundertfeier von 1909 in diesen Szenen fertiggestellt.) Betonte, nach Eindruck sehrende, sie darum verhehlende Einzelheiten tauchen in der heißen Grundfarbe keineswegs unter. Und der Zuschauer wird verwirrt als der Leser, dann aber auch durch Grenzen des Darstellbaren nüchterner. Aus dem Getimmel wird man in den Frieden menschlicher Behauptung zurückgeführt. Aber hier... Man hört Frauen reden, die auf ihre Männer warten und man weiß, daß sie nicht zurück kommen. Von Minute zu Minute wird die Angst größer, die Hoffnung geringer. Am geduldigsten verhält sich die Rotabert'sohnen, die Mann und drei Töchter zu verlieren hat und darunter ein ganz junges Nesthähnchen. Und die alle verliert, aber nicht zusammen bricht. Ringt mit Nervenkräften nach Fassung, schlägt dreifachen Tod mit der Bereitschaft, den Kopf hoch zu tragen. Und findet Worte, die daran glauben lassen! Auch Frauen anderer Art sprechen, hilflose, höhnische, verzweifelte. Dann wieder solche, die von der Rückkehr des nicht Vermählten enttäuscht sind. Ein rechtshaffenes, mit Leben und Wahrscheinlichkeit nicht unversorgtes Volkslied, nur daß auch viel Faltschheit der Herrichtung dabei ist. Mit Zügen aufbrausender Naturwidrigkeit. So wenn die Schwieger der Rotabert'sohnen den Andra Hofer, mit dem Wutschrei anfallt: „Du Aufrührer! Der Strid für di! Der Soaler hat ihn schon drast, an dem du hängst!“

Er aber: „Wenn i häng, nacher häng i halt!“ Im Zuge der Sieger der Bestie, bringt er dem heimgejagten Rotabert'sohnen die vielfache Trauerbotschaft. Warum gerade er? Dem ganzen langen Vorbeimarsch der Heimkehrenden wird der Mund verbunden, damit ja nicht jemand dem glorreichen Sandwirt vom Pesseirtal was vorwegschnappt. Ein Volkslied. Es setzt die Handlung Zufällen preis, die nicht passieren. Aber jener andere Zufall, den der Dichter selber herbeiführt, hat deforativen Glanz. Und doch nicht bloß das allein. Es ist auch poetische Eingebung darin, daß der große Andra das Schwerste auf sich nimmt und sich selber zum Boten niederschmetternder Trauer macht. War im Kampfgemüthe aufstrebende und verschwindende Momentfigur, bloß ein Einzelner unter Aehnlichen, nur durch unsere Geschichtskennntnis ein ganz Besonderer und wird in den Schlussszenen ins beherzt Menschliche erhöht. Und man sieht einen Helden, der in seine Triumphe Bitternis hineintut. Seine eigene Tragik hat in Schönherr's Drama keinen Raum. Als Sieger wandert er nächtlich übers Gebirge heim. Nach halbjähriger Abwesenheit. Doch man vergißt nicht seinen gelassenen Spruch: „Wenn i häng, nacher häng i halt!“

Ein deutsches Heldenlied, das Schönherr schreiben wollte, wurde ihm unter der Hand das, was er zu schreiben vermochte: ein heroisch untermaltes Bauernlied. Unbezungen blieb, was es von anderen Vortragödien durch Miß und Schwung des Dzeellen unterscheiden sollte. Selbst in dem breitgebauten, an Schwärmerei nicht armen Kampfsatire wird man das Gefühl nicht los, daß die bewegte Masse nicht so sehr von der aufrüttelnden Idee als von Landesschützenfestinstinken beherrscht wird. Schönherr bleibt dabei, daß bäuerliche Helden hauptsächlich Bauern sind und traut ihnen zu wenig von dem zu, was von der Bühne zum Zuschauermarkt hinüberzufliegen könnte.

Doch in all seiner Begrenzung hatte ich dem Werke einen stärkeren Wiederhall vergönnt, den es als ehrfame vielfach gekonnte Mittelstandsleistung verdient.

Die vom Deutschen Theater veranstaltete Aufführung hat sich schwerlich Vorwürfe zu machen. Sie gab dartistischer vom besten, was sie zur Verfügung hat. Die Inszenierung war allerdings nicht von Reinhardt allein, sondern auch von Gregori geleitet, was zusammen wahrscheinlich höchstens einen halben Reinhardt bedeutet. Jedenfalls war das ästhetisch anspruchsvolle, restlos kaum lösbare Problem der Heselberg'schlacht zu bewältigen, was weder in Hamburg, noch in Wien glückte... und auch gestern nicht entscheidende Momente des Elementaren durchbrechen ließ. Doch man sah (nach Entwirren von Stern) die interessante, zerklüftete Wahrscheinlichkeit eines Heselbergs mit Schwellungen, Hintergründen und Schlußtiefen, aufgeschüttete und bevölkerte Schützengräben, man ließ die Augen beim Büchsenanstoß mitlauern, man hörte, ohne daß es nervös machte, Schüsse knallen, sah Verwundete verbinden, frisch Geladenes herantragen, den ragenden Andreas sich umherummeln, Gruppen sich ballen, auseinanderstieben, und auch ein paar Franzosen, die plötzlich irgendwie herauftratschten, wurden im bunten